

Geistesgegenwart.

Eine wahre Geschichte aus Süd-Brasilien. Von Heinz Schüler.

Im südlichen Staate Brasiliens, in Rio Grande do Sul, wohnen ungefähr 150,000 Deutsche und deren Nachkommen. Die Mehrzahl derselben sind Farmer welche im Innern des Staates in geschlossenen Colonien zusammenwohnen. Viele dieser oft weit von der Küste entfernten Colonien besitzen keine Eisenbahnen. Die Geschäftsreisenden der großen deutschen Import-Firmen in Porto Alegre sind daher beritten, und zwar bedienen sie sich wegen der schlechten Wege und des bergigen Terrains der Maultier- oder der Pferde. Der Beruf der Maultierreiter ist ein an Gefahren reicher, und mancher hat schon seinen Tod in den angeschwollenen Flüssen eines Flusses gefunden, während andere durch Mordhandlungen fielen. Diese Maultierreiter führen oft große Summen Geldes mit sich und sind gezwungen, selbstständig zu handeln, sodaß das Wohl und Wehe der von ihnen vertretenen Firma oft genug in ihre Hand gegeben ist. Die Folge davon ist, daß der Maultierreiter gesellschaftlich eine sehr geschätzte Stellung einnimmt. Seine Reiseausrüstung besteht aus einem Schlapphut, einem großen losen um den Hals geschlungenen seidenen Halstuch, welches den Nacken vor den Strahlen der Sonne schützt, dem unermüdbaren Poncho, weiten Pluderhosen, fogenannten "Bombachas", Reitstiefel mit großer Spore, einer guten doppelläufigen Pistole, dem säbelartigen Waldmesser und der um die Hüften geschnallten Geldbörse. Die Mula, meistens ein ausgezeichneter gutes Thier, trägt den breiten, bequem mit 2-3 Schafpelzen belegten Sattel, der, wenn möglich, ein ausgezeichnetes Reit abgibt.

Nun wohl, wir drei, meine Freunde Schwamm, Schwab und ich, gebürten zu der geschiederten kaufmännischen Cavallerie Porto Alegre's. Nach Landbesitz hatten wir uns gemeinschaftlich ein kleines Häuschen gemietet und bildeten eine fogenannte Republik.

Unser Beruf brachte es mit sich, daß wir nur selten einmal alle drei gleichzeitig zu Hause waren. Gesah es, daß sich unser Kleeblatt in der kleinen Bude zufammentraf, dann war die Freude groß, dann ging es fröhlich her bei uns, manchmal bis spät in die Nacht hinein.

Zuweilen hatten wir Besuch, dann schallten deutsche Lieder hinaus in die Stille der Nacht, das war dann jedesmal ein Fest, nicht nur für uns, sondern auch für den Polizisten draußen auf der Straße. Zu Fuß vor unserm Hause stand allmählich ein Polizist. Dunkel wie die Nacht war das Gesicht unseres Freundes, aber sein Herz war jung und lebenskräftig wie die unsern; feuchteten wir unsere Gurgel an, so blieb die feinnige nicht trocken. Er wußte, wer von uns dreien daheim war und wer sich auf Reisen befand. Er wußte aber noch viel mehr, er rechnete aus, wann wir zurückkommen würden, er kannte unsere Touren und unsere Liebhaberinnen. Kurzum, er war ein idealer Polizist, wie es vielleicht keinen zweiten in Brasilien gegeben hat.

Wir schlemmten keineswegs immer, wenn wir einmal alle zusammen zu Hause waren. Die Feste waren bei uns die Ausnahme. Gewöhnlich saßen wir gemütlich beisammen, tranken stillbergnüt unsern Abendessen, tauschten unsere Reiserlebnisse aus, erzählten uns von unsern Lieben in der alten Heimath oder bauten Luftschlösser für die Zukunft. Wertwörter, unser Polizist, so nannten wir ihn, hatte immer einen Kiecher dafür, wenn es Abends so ein kleines festliches Gelage gab. Er wußte das gewöhnlich früher wie wir. Der Teufelsterker war ein Psychologe, ich glaube, er trieb in seinen Mußestunden Geschichtsstudien. Er sah es uns schon Abends zuvor an, ob es am nächsten Tage etwas geben würde.

Eines Abends kam ich mit einem Flußdampfer von einer langen Tour zurück. Unser Polizist hatte bereits Waage bezogen. Er begrüßte mich mit der ihm eigenen herzlichen Freundlichkeit und sagte: "Herr, gestern sind Ihre beiden Herren Kollegen angekommen. Ich sagte gleich, daß Sie heute kommen würden. Ich glaube, die Herren sind noch in der Stadt, um die anderen Freunde und Schweizer Käse zu holen."

"Woher wissen Sie das," frug ich unseren Polizisten.

"Oh, Herr," antwortete er, "so etwas sehe ich doch den Herren an!" "Donnerwetter," dachte ich, während ich es mir in unserer Bude bequem machte. "Donnerwetter, Schweizerkäse hat er ihnen angesehen, da müssen sie ja riesig viele Gesichter gemacht haben, was mag da nur los sein." Mein Grübeln war vergeblich. Ich muß bemerken, daß für Schwamm, Schwab und mich Schweizer Käse den höchsten der irdischen Genüsse bedeutete, den wir uns nur bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten leisteten.

Eine Stunde später sahen wir, sechs an der Zahl, um den runden Tisch, dem Bruntstück unsern Zimmerchens. Von der Decke herab hing die schöne, neue Hängelampe, welche wir vor einigen Monaten gemeinschaftlich erwor-

standen hatten, sie zierte ein großer Schirm aus rothem Seidenpapier. Es war riesig gemütlich, um es mit einem Worte zu sagen. Dennoch herrschte in dem kleinen Kreise eine gewisse, uns sonst fremde Wellkommenheit.

Witten auf dem Tische stand, wie es unser Polizist vorhergesagt hatte, ein Stück Schweizer Käse, ein ganz solches Stück, ich glaube, es war ein ganzes Kilo, oder womöglich noch mehr. Daneben machte sich ein Kästchen mit wirklich guten, rauchbaren Cigarren breit und nun schenkte Schwammchen sogar Cognac ein. Alles das hatte er, Schwamm oder Schwammchen, wie wir ihn der Kürze halber nannten, ganz allein gekauft und bezahlt. Wir hatten in unserm Besitz nur ein einziges Cognacgläschen, welches sich auf eine bis jetzt unaufgeklärte Weise irgend einmal zu uns verirrt hatte. Das Gläschen machte zwei, dreimal die Runde, aber die herrschende, gepfeifte Stimmung konnte es nicht vertreiben. Ich glaube, der übertriebene Luxus des Abends, Schweizer Käse, Cigarren und Cognac, alles auf einmal zu gleicher Zeit bedrückte uns. Erst nachdem unsere geliebten Dedications-Deckelbeidel sich mit schäumendem Bier gefüllt hatten, fanden wir so nach und nach das Gleichgewicht unserer Seelen wieder, kam die alle, zwanglose Stimmung über uns. Nun regnete es Fragen auf Schwammchen, die ebenso freundlich wie aufrichtig gemeint waren.

"Sage mal, Schwammchen, bist Du verrückt geworden?"

Er verneinte das ganz ernsthaft und mit größter Entschiedenheit. Dann ging es weiter: "Hast Du was gerbt? Vielleicht in der Lotterie gewonnen?" Eimer stellte sogar die beinahe beleidigende Frage, ob er sich vielleicht mit einem reichen Mädchen verlobt habe. Mehr wie Hohn war es schon, daß sogar die Frage aufgeworfen wurde, ob er etwa Socius seines Chefs geworden sei. Endlich hatten wir alle nur denkbaren Möglichkeiten erschöpft, waren mit unserer Fragezeit am Ende.

Schwammchen hatte das Wort. "Taxirt Ihr," begann er, "daß mein Leben den Kummel da auf dem Tische werth ist?"

"Na, aber mindestens," bekräftigten wir mit dem Brustton der Ueberzeugung wie aus einem Munde.

"Run gut, auf meiner letzten Ruffsch — fachmännischer Ausdruck für Reife — fehlte wenig und ich hätte nimmer Schweizer Käse gegessen. Ich war verdammt nahe daran, dieser verwünschten Revolution, welche uns nun schon seit einem Jahr das Leben sauer macht, zum Opfer zu fallen."

Zuerst glaubten wir noch an einen Scherz und gaben unserer Meinung Ausdruck, aber die ernste Miene unseres Freundes belehrte uns eines Besseren. Er erzählte.

"Tagüber hatte ich in 3. zu thun gehabt. Gegen 4 Uhr Nachmittags hatte ich meine Geschäfte erledigt und beschloß trotz der späten Stunde noch weiter zu reiten, denn ich gedachte bis zu unserm Geschäftsfreunde Müller zu gelangen, um dort zu übernachten. Der Wirth rieth mir zwar ab, er sagte, daß er Nachricht habe, daß gerade in der Richtung, welche ich nehmen wollte, sich starke Streifpatrouillen der Revolutionäre gezeigt hätten und der Weg unsicher sei. Ich legte der Warnung jedoch keinerlei Bedeutung bei. Sind wir doch leiden geradezu an diese scheußliche Revolution gewöhnt, und bis dahin war ja auch Alles immer gut abgegangen. Ich betrug also meinen getauften Geschäftsträger und trachte ab."

Der Weg war, da es die vorhergehenden Tage stark geregnet hatte, miserabel, so daß ich nur langsam vorwärts kam. Es begann bereits zu dunkeln und noch war ich ein gutes Stück von meinem Reifeziel entfernt. Da wo der Weg, wie Euch bekannt, eine scharfe Biegung um einen Bergfegelmacht, hörte ich plötzlich in nächster Nähe lautes Johlen und Schreien. Gern hätte ich mich jetzt seithwärts in die Büsche geschlagen, aber das war unmöglich. Rechts vom Wege steigt die Felswand schroff in die Höhe, links befindet sich ein ausgebehneter Sumpf, sich rückwärts zu concentriren, hätte auch keinen Zweck gehabt, denn die offenbar von einer großen Anzahl Betrunkener herüberhören Stimmen kamen schnell näher. Wir blieb nichts übrig, als weiter zu reiten. Ich that das, indem ich mich bemühte, eine möglichst unbefangene Miene zur Schau zu tragen und meine Pistole in Bereitschaft zu setzen. Kaum hatte meine getreue Mula einige Schritte vorwärts gemacht, so befand ich mich inmitten einer Schaar von ungefähr 30 Bewaffneten. Ein Theil war beritten, die übrigen waren zu Fuß.

Die Kerle hatten mich, ehe ich recht wußte, wie mir geschah, von meinem Reithier heruntergerissen und mir mit einem Lasso die Arme so fest an den Leib geschnürt, daß sie schmerzten. Die Leute bildeten, wie ich später erfuhr, die Vorhut einer größeren Truppe der Revolutionäre, sie hatten dem Cachaca, dem nationalen Zuderrohrbranntwein, stark ugeproben

und befanden sich in einer sehr aufgeregten Stimmung.

Ein Mulatte, ein untersehter, podennarbiger, in Fegen geleiteter Bursche, suchte mit seinem Messer permanent vor der Kehle herum. Ich habe dabei jedenfalls kein besonders intelligentes Gesicht gemacht, denn die Uebrigen lachten aus vollem Halse zu derartigen Spielereien des gelben Hallunken, was denselben aneiferte, mich immer unangenehmer mit dem Messer zu kitzeln. Zu meinem Glück waren außer dem besagten Mulatten noch zwei andere Kerle da, ebenfalls begierig, mir den Hals abzuoperiren. Dadurch gewann ich Zeit auf Rettung zu denken, denn ein echter Maultierreiter verzweifelt niemals und selbst dann noch nicht. In dem vorliegenden Falle war sicheres und schnelles Handeln unbedingt nöthig, denn ein abgechnittener Hals läßt sich nicht wieder ankleistern.

Die Zeit drängte. Gerade sah ich, wie einer der thätendurftigen Helben drei schmutzige Spielkarten hervorholte, sie wollten darum loosen, wer das Vergnügen haben sollte, in unserm Hause eine Batanz zu schaffen. Hätte mich erst einmal einer gewonnen gehabt, so wäre ich rettungslos verloren gewesen, denn sein gutes Recht hätte der sich dann um keinen Preis mehr nehmen lassen. Mir blieben nur noch Sekunden. Plötzlich kam mir ein rettender Gedanke. Ich rief meinen Pnigern zu:

"Bürger, ich bin ein armer Maultierreiter, der nichts mit Politik zu thun hat, wollt Ihr mir dennoch den Hals abschneiden, so sei es d'rum, aber dann gebt mir wenigstens zuvor noch einen tüchtigen Schluck "Cachaca"."

Brasilianer, auch die verwilderten, sind immer und unter allen Umständen höflich; die Leute dachten gar nicht daran, mir meine Bitte abzuschlagen. Die Drei unterbrachen sofort ihre mit so wenig zugehende Kartennissherei. Derselbe Mulatte, der mich soeben mit seinem Messer bedroht hatte, brachte mir eine ziemlich große, schmutzige Caneca (Wegbecher) von Cachaca, die er mir an die Lippen hielt. Aber nun rief ich, ja ichrie mit voller Lungenkraft: "Bürger, Ihr wollt Revolutionäre, Freiheitsbringer sein und verlangt von mir, einem Manne, daß ich so gebunden trinken soll, trinken wie ein kleines Kind. Ich glaube, Ihr fürchtet Euch. Ich hätte niemals geglaubt, daß Revolutionäre, Brasilianer, so feige wären, daß sich 30 vor einem fürchten und von ihm verlangen, daß er gebunden trinken soll!"

Nun hättet Ihr die Kerle sehen sollen, wie die Wilden stürzten sie über mich her und schrien laut durcheinander: "Nai, senhor, wir fürchten uns nicht und wenn hundert solcher winziger Burschen zur Stelle wären wie Ihr, Gott verdamme alle Feiglinge!" Mehr als 20 Hände waren gleichzeitig bemüht, mich von meinen Fesseln zu befreien, dabei rissen sie mir die Kleider fast vom Leibe.

Als ich frei war, nahm ich meine Caneca, hoch sie in die Höhe und brachte ein halbes Duzend Bivas auf alle Chefs der revolutionären Partei aus, deren Namen mir einfielen. Die ganze Schaar brüllte jedesmal begeistert mit. Mit jedem Bivat steigerte sich die allgemeine Begeisterung. Keiner dachte mehr daran, mir den Hals abzuschneiden. Diese großen Kinder, schlecht oder gar nicht erzogen, welche noch vor zwei Minuten unter Lachen und rohen Scherzen begierig waren, das Blut eines Mannes zu vergießen, ohne einen anderen Grund als den ungestillten, entarteter Kampfeslust, waren im Handumdrehen die Freunde desselben Mannes geworden. — Aber ich hatte noch einen Haupttrick.

Am Vormittag hatte ich mir bei dem deutschen Photographen in 3. ein Bild gekauft, welches in einer Gruppe vereinigt sämtliche revolutionäre Chefs darstellte. Dieses Bild hatte ich nun aus der Brusttasche meines Jaquettes hervor. Ihr hättet den Jubel, der daraufhin ausbrach, hören und sehen sollen. Es war schon so dunkel, daß man das Bild kaum noch erkennen konnte. Viele entzündeten Streichhölzer, welche sie dicht vor das Bildchen hielten, um es bei dem Scheine der so hergestellten kleinen Fadeln genauer betrachten zu können. Viele küßten das Bild. Andere umarmten mich, daß mir die Rippen trachten und fast der Athem verging. Alle schwuren mir ewige Freundschaft und Dienstbereitschaft.

Um es kurz zu machen. Meine neuen, auf so eigenartige Weise erworbenen Freunde behielten meine Pistole und mein Waldmesser als Andenken, dann ließen sie mich unter lauten, stürmischen Freundschaftsbezeugungen und vielen Entschuldigungen ziehen. Ich trabte, so schnell es bei dem schlechten Wege und der Dunkelheit möglich war, nach 3. zurück. Na, nun könnt Ihr errathen, warum ich heute den großen Schweizerkäse gegestigt habe, es geschah aus Freude, Euch wiederzusehen."

Aber nun fielen wir über Schwammchen her. Das Unarmen und Beglückwünschungen wollte kein Ende nehmen. Länger als sonst üblich blieben wir beisammen. Manches "Hurrah hoch" mußte Schwammchen über sich ergehen lassen. Unser Polizist wurde hereingerufen. Dem guten Kerl rannen Freudentränen die

schwarzen Baden herab, als er erfuhr, aus welcher fürchterlichen Gefahr sich unser Freund durch seine Geistesgegenwart gerettet hatte. Ein über das andere mal rief er aus: "Diese deutschen Maultierreiter sind doch verurtheilte Kerls!"

Im Droschkenhof.

Von E. Aspoli.

"Ruhig, Liesel!" mahnt Vater Liegmann sein ungebildiges Köpflein und klopf den Striegel, mit dem er es pudt, auf dem Pfaster des Hofes ab, um dann in seiner Beschäftigung fortzufahren.

Nicht weit von ihm steht seine Droschke, den ebenfalls Morgentoulette gemacht wird. Ein blondes Mädchen, Anfang Zwanzig, hat sie schon in allen Speichen und Fugen gewaschen und halt jetzt eine große Siebkann voll Wasser, um nachzuspülen.

"S wird wieder mächtig heiß heut', Herr Liegmann," meint sie bedentlich.

"Ja, un uf den ollen Platz da brennt die Sonne wie voll. Aber det hilft nicht, raus müssen wir doch!" Ein Seufzer folgt diesen Worten, der jedoch nicht dem Gedanken an das kommende Tagewerk, sondern der Erinnerung entsprang; denn Vater Liegmann hat viel Leid hinter sich, und bei Allem, was er thut, stehen die Geister der Vergangenheit vor ihm auf.

Die blonde Marie sieht ihn nur theilnahmsvoll an. Die beiden verbleiben sich auch ohne große Worte; denn auch sie hat ihre Hoffnungen begraben müssen, als um ihn her alles zusammenbrach.

Es war ihm vordem gut gegangen. Er hatte sich durch Sparsamkeit und mit Hilfe eines Lotteriegewinnes zum Hausbesitzer emporgeschwungen und einen der größten Fuhrhöfe von Berlin gehabt. Da kam seinem einzigen Sohn, der eine höhere Schule besuch und dem der Fuhrhof seiner Beschäftigung seines Ergeizes würdig war, die Idee, einen Tattersall draußen im Westen zu übernehmen — und seine Ideen zu realisiren, war ihm seinen Eltern gegenüber — denn Frau Liegmann lebte damals noch — nie schwer gefallen.

Die waren ja beide so stolz auf diesen Sohn, der so viel gebildet war, als sie und so feinen Umgang hatte. 'n bißchen fix war ja sein Talschengeld immer alle — schon wie er noch Schuljunge war — aber na — das war nun mal nicht anders, und mit der Zeit würde er ja schon sparsamer werden, hatten sie sich gedacht.

Als der Friß aber erst den Tattersall hatte, da suchte er gar es in allem dem großen Herren gleichzutun, die da verkehrten, und Einnahme und Ausgabe wollten von Anfang an nicht recht stimmen, so daß Vater Liegmann nach wie vor fleißig in die Tasche greifen mußte. Da er das aber nun doch etwas zögernd that, erklärte ihm Friß energisch, das Geschäft erfordere eben erst einige Opfer, bevor es zu der gewöhnlichen Höhe gelangen könne, dann würde alles schon wieder herintommen.

Und Vater Liegmann schmunzelte, wenn er in einer Ecke der Reibbahn stand und zusah.

Es war ja auch 'ne Pracht, wenn sie da so durch die Bahn saufen mit den schönen, blanken Pferden! Die sahen ja freilich noch anders aus als selbst seine besten vom Fuhrhof. Und nicht wenig stolz war er, wenn sein "Friße die Antiojone mang die vornehmen Herren" ritt. Nur die "Schwarzjüngel, die den Friß immer so angulterte" — die wollte ihm gar nicht behagen, die sah ihm aus, "als hätt' sie den Teufel im Leibe". Und wie sie immer wippte auf ihrem Pferd mit ihrem kleinen Zylinder und um sich sah mit Widen aus den schwarzen Jaguh — die einem jungen Menschen ja das Hirn verbrennen mußten! Wahrhaftig, die that, als wenn ihr die Welt gehörte!

"Mutter" — hatte er zu Hause gesagt, "paß uff, die Schwarze macht uns 'n Friße noch abspenstig!"

Er wollte nicht hingehen, daß der Friß schon ein paar Mal gethan, als säße er ihn nicht, und einmal gefagt hatte: "Papa — bu stößt uns, wenn du so lange zusehest!" — Nein, das hätte die Mutter nicht verwinden können, es war genug, daß er das wußte.

Als Vater und Mutter eines Tages ihrem Sohn aber doch Vorhaltungen machten, daß er über seine und ihre Verhältnisse hinaus lebe, hatte er sich zurückerbend ganz von ihnen zurückgezogen.

Die blonde Marie, die Vater und Mutter Liegmann so gern zur Schwiegertochter gehabt hätten — sie wohnte in ihrem Hause und verdiente schönes Geld durch Wäschearbeiten — hatte in Frißens beweglichem Herzen noch keinen so großen Raum eingenommen, obwohl es schon so ausgehoben, als habe er ernsthafte Absichten. So machte er sich auch weiter keine Strupel darüber, daß sie ihn tief und innig liebte, und wandte mit den Eltern zugleich auch ihr — die ihm ja ohnedies nicht gebildet genug war — den Rücken. Eine flotte Trapezkünstlerin war an Mariens Stelle getreten, sie half ihm das Leben verschönern — in ihrer Weise.

Die drei Verlassenen hatten sich gegenseitig zu trösten gesucht und sich dadurch immer enger aneinander angegeschlossen. Aber der Gram nagte doch an der schon angegriffenen Gesundheit der Mutter, und als nach

einem halben Jahre Wechsel — von Friß ausgestellt — einliefen, deren Einlösung Vater Liegmann große Opfer kosteten, da wurde sie immer stiller und ihre Gestalt immer gebühter.

Und wieder nach drei Monaten kam die schredliche Nachricht, daß der Tattersall geschloffen und Friß verschunden war. Das warf die alte Frau auf's Krankenlager, von dem sie sich nicht wieder erhob.

Wenn da Vater Liegmann nicht die blonde Marie gehabt hätte, die ihm tröstend zur Seite stand — er hätte sich ein Leids angethan. Denn nach dem Verlust seiner Frau kam noch der Verlust seines übrigen Vermögens — der Tattersall verschlang alles!

Und der Friß fort — niemand wußte wohin!

Sein Haus, der Fuhrhof verkauft, um die Schulden seines Einzigens zu decken — mit Mühe und Noth hatte er sich noch ein Pferd und eine Droschke gerettet.

Die blonde Marie aber war in das selbe Haus gezogen, in dem er seinen Stall und eine Schlafstelle hatte, und half ihm bei seiner Arbeit und — sprach mit ihm von der Vergangenheit.

Wovon sie aber nicht sprach, und was sie doch beide mit gleicher Inbrunst erpöckten — das war Frißens Rückkehr.

So waren drei Jahre vergangen. Vater Liegmann war nicht jünger geworden derweilen, es wurde ihm manchmal schon recht fauer, auf seinen Bod zu klettern, und er dachte mit heimlichem Bangen an die Zeit, wo's gar nicht mehr gehen würde. Aber er ließ doch solche Gedanken nicht völlig Macht über sich gewinnen — denn bis dahin — Lis dahin mußte er doch weiterkommen.

Solchen Gedanken galt auch jetzt der Seufzer, der sich über seine Lippen geschloffen.

Nun waren sie Beide mit ihrer Arbeit zu Ende, und das Köpflein wurde zur Droschke geführt und angeführt, wobei die Hühnerschar, die emsig in dem vor dem Wagenschuppen für sie gebreiteten Dünger gebuddelt, auseinanderhob und das Jidlein, das behäbig neben ihm gelegen, ein unzufriedenes "Määäh" ausstieß, weil es von seinem Plage aufstehen mußte.

Die blonde Marie kam nach mit Bürste und Wische und schwärzte des Köpfleins Hufe, während Vater Liegmann Rod und Hut zu holen ging. Erst that er aber noch einen Blick in den Hühnerstall, der neben dem Pferdestall lag, und kam mit drei frischgelegten, schlöhneißigen Eiern zurück.

"Da, Miezle!"

"Is bald 'ne Mandel voll! Die Frau Kath nebenan hat darum bitten lassen." Sie nahm die Eier vorläufig in ihre Schürze.

Vater Liegmann hatte indessen seine Toilette beendet und zündete sich eine Zigarre an.

Die Liesel sah sich um, ob ihr Herr denn noch nicht komme. Nun sah er auch oben auf seinem Thron, die blonde Marie hatte die Hofthür geöffnet, und er fuhr hinaus.

"Abj, Miezle!"

"Abj, Herr Liegmann!" Das Jidlein trabt hinterdrein, es möchte auch in die weite Welt; die blonde Marie aber bringt es wieder zurück und schließt die Thüren. Sie hat kein Verständniß für des Thierchens Sehnsüht.

Als Vater Liegmann mit seiner Droschke um die Ecke gebogen, sehte die Liesel sich ganz von selbst in Trab, und nach einer kleinen Viertelstunde sind sie an ihrem Halteplatz angelangt und können sich den schon anwesenden Wagen anschließen.

Dann treten die Kollegen zusammen und tauschen Neuigkeiten aus oder erzählen einander ihre Freuden und Leiden.

"Wat — 'n neies Ferk haste jetoost, Aujußt?" fragte Vater Liegmann interessiert seinen Freund Burschke.

"Jawoll, id hatte ja schon 'ne ganze Weile die Absicht, un jestern machte sich det zufällig!"

"Jawoll, abjemacht! Aber jekt jleich."

Und schnell werden die Pferde umgepant. Wie von neuem Muth besetzt geht Antiojone an ihren Platz — traurig den Kopf wendend die Liesel.

Da kommen auch die ersten Fahrgäste, und Vater Liegmann schwingt sich auf den Bod. Er hat den ganzen Tag über viel zu thun, aber er spürt heut' keine Hitze und keine Müdigkeit — das Wiedersehen mit dem Pferde hat ihm neue Spannkraft verliehen, es ist ihm ein Omen, daß ihm die Erfüllung seines einzigen Wunsches verheiht — und ein Leuchten liegt in seinen Augen, das ihn verjüngt.

Kaum fährt er Abends in das Gasthous ein, so ruft er schon: "Miezle — Miezle!"

Und als sie, die schon verwundert gesehen hat, daß es nicht mehr die Liesel ist, die er nach Hause bringt, auf ihre Frage, was es denn gäbe, während er abschnirt, von ihm hört, wen er heut' gesehen, ist sie erst ganz still. Nachher aber sieht sie neben Vater Liegmann im Stall auf einer Futterkiste und weint.

Er aber tröstet sie: "Glaub man, Miezelen, nu kommt der Friße ooch."

Wochen waren seither wieder vergangen, und eines Abends sah er wie gewöhnlich neben seiner "Antiojone" und sprach mit ihr vom Tattersall und vom Friße, und Antiojone nickte abwechselnd oder schüttelte den Kopf, je nachdem sie ihren Weisfall oder ihr Bedenken zu seine Neben und thun wollte, während sie fleißig das frische Gras aus der Raufe zog und zwischen ihren Zähnen jermalmte.

Endlich hatte die Müdigkeit ihn übermannt, und er war auf seiner Kiste, den Kopf an die Krippe gelehnt — eingebuselt; seinen letzten Gedanken mit einem Traum verwebend, murmelte er:

"Ja — ja, jekt kann er Vater jagen — nich Papa — wie — wie — wie die Schwarzjüngel — wie — wie wie wie die Schwarzjüngel — die — die — nich doch, Antiojone — wat machte denn —?"

Maffelie sie denn wirklich so mit der Kette?

Etwas schlaftrunken sieht er nach ihr hin — sie dreht den Kopf nach der Stallthür, die offen steht — ein Schatten — eine Gestalt hat sich da vorgeschoben — leise — wie ein Hauch bringt es an sein Ohr: "Vater!"

Er hat ja eben geträumt — aber das —

Er reißt sich die Augen — da — noch einmal: "Vater!"

Er steht häftig auf — narren ihn denn seine Sinne — oder —

Ueber den Hof kommt eilig ein leichter Schritt —

An der Stallthür steht die blonde Marie still und ruht — dann ein Blick in das abgewandte Gesicht des Fremden — und ein Schrei —

"Friß — Friß — ist's möglich?!"

Bier Arme halten den Heimgekehrten plötzlich umschlungen. Sie jehen's nicht, die beiden, daß seine Kleider fast Lumpen sind, — sie denken nicht mehr daran, was er ihnen gethan — sie haben ihn wieder!

Die Liebe höret nimmer auf — "Siehste, Miezelen — id hab' et ja immer jewaßt — er kommt noch!"

"Vater, Marie — könnt ihr mir verzeihen?"

"Ach — Friß —!" Das ist Alles, was die blonde Marie unter Lachen und Weinen herausbringt.

"Und hier, Friß —" Vater Liegmann nimmt ihn bei den Händen und zieht ihn in den Stall — hier ist ooch Deine Antiojone.

Kleits Grab verkauft.

Die letzte Ruhestätte Heinrich v. Kleits am Wannsee ist mit ihrer ganzen Umgebung, den Waldungen zwischen der Wannseebahn und dem kleinen Wannsee bis zur Grenze des königlichen Forst vom Prinzen Friedrich Leopold, dem bisherigen Besitzer, an die Firma Gebrüder Dressel in Berlin verkauft worden. Der Kaufpreis für das gesammte Terrain, das über 70 Morgen umfaßt, beträgt 1,900,000 Mt. Der bereits im vorigen Jahre aufgetauchte Plan, auf dem herrlich gelegenen Gelände eine neue Villenkolonie anzulegen, soll jetzt in Angriff genommen werden. Das Grab Heinrich v. Kleits, wohl eine der am schönsten gelegenen Ruhestätten eines deutschen Dichters, scheint vorläufig nicht gefährdet und dürfte auch von dem neuen Besitzer pietätvoll an der alten Stelle erhalten werden.

Andrede.

Richter: "Sie sollen bei der Kauferei dem Hüberbauer das Ohr abgerissen haben?" — Angetragter: "A bewahre, nur am Ohr angefaßt hab' ich ihn, . . . und da hat er sich losgerissen!"

Eingegangen.

Er: "Emilie, kannst Du Dir wohl vorstellen, wie lang die Ewigkeit ist?" — Sie: "O, sehr gut! Zum Beispiel, seitdem ich meinen letzten Hut getriegt habe!"

Erstas.

Er (zur Frau): "Ein Automobil mußte Du Dir schon aus dem Kopfe schlagen, aber ein neues Kleid mit einer langen Schleppe will ich Dir kaufen, damit kannst Du ebenfalls Staub aufwirbeln."